

HANS STERNEDER

DIE ZWEI UND IHR GESTIRN

Roman

EICH-VERLAG

LESEPROBE

Bitte respektieren Sie das Urheberrecht. Sie dürfen dieses E-Book nicht kopieren, verbreiten, reproduzieren oder zum Verkauf anbieten. Das betrifft sowohl kommerzielle als auch nicht-kommerzielle Zwecke.
Danke für Ihr Verständnis.

1. E-Book-Auflage 2018

© Thomas Eich-Verlag, Werlenbach 2009
Alle Rechte vorbehalten

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig.
Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen,
Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die
Einspeicherung und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

Umschlagfotos: © Vlad - Fotolia.com / © Ingrid Walter - Fotolia.com
Umschlaggestaltung, Satz und Datenkonvertierung E-Book: Thomas Eich

Besuchen Sie uns auch im Internet:
www.eich-verlag.de

ISBN 978-3-940964-51-9

1

In der holzgetäfelten, mit unzähligen Jagdtrophäen geschmückten Halle des Schlosses Abbodsford, im nordöstlichen Teil der schottischen Grafschaft Argyll, waren die Familienmitglieder des Geschlechts der Viscounts O'Neill nach altem Volksbrauch um den im behäbigen Kamin brennenden Julbock versammelt und warteten auf das Ertönen der Weihnachtsglocke und das Wunder des Lichterbaumes.

Dicht am Feuer, in das Spiel der Flammen versunken, saß der alte Lord Josuah O'Neill, der als Peer von England durch viele Jahrzehnte im Oberhaus zu London die Interessen Schottlands verfochten hatte und dem man trotz der schneeweißen Haare weder in der straffen Haltung seiner großen und schlanken Gestalt noch im Blick seine siebenzig Jahre ansah. Ihm gegenüber, an der anderen Seite des Kamins, ruhte im mächtigen Stuhl seine Gemahlin Elisabeth, eine geborene Gräfin von Schönborn, die ihm einst in jungen Jahren aus ihrer norddeutschen Heimat als treue Lebensgefährtin in seine raue Bergwelt gefolgt war und außer der hohen Kultur ihres Geschlechtes auch den anheimelnden Brauch des Lichterbaumes mit über das Wasser genommen hatte. Zwischen den greisen Schwiegereltern saß vorgebeugt die ebenso stolze wie schöne Lady Bryda, eine Tochter der mächtigen Grafen von Warwick, welche durch viele Jahrhunderte hindurch mit mutigem Schwert den Glanz der englischen Königskrone gewahrt –, und

vor seiner Mutter lag auf dem großen Eisbärenfell, überaus zart und bleich, ihr einziges Kind, der zwölfjährige Clarence, unverwandt ins Feuer starrend. Zwischen den beiden Damen saß der einzige Freund des Hauses, Sir Thomas Doo, ein Mann um die Fünfzig, dessen geistvolles Gesicht auf den ersten Blick vermuten ließ, dass er den Wissenschaften hingegeben sei. Er lebte seit vielen Jahren als Junggeselle auf seinem stattlichen Landsitz, kaum eine halbe Stunde von Abbordsford entfernt.

Was ihn einst bewogen, die abgeschiedene Stille des Landes gegen das lärmende Leben der Großstadt einzutauschen, war auch den O'Neills unbekannt, doch nahm man an, dass es der vielseitigen und eifrig betriebenen Studien halber, zu deren emsigsten jenes der Botanik zu gehören schien, geschehen war. Auch musste er von diesen Wundern der Natur tiefere und geheimere Kenntnisse haben als sonst ein Sterblicher, denn er kam manchmal auf die göttliche Harmonie in der Schöpfung zu sprechen, mit welcher der Mensch sein Leben in Einklang zu bringen hätte, und rollte dabei großartige Bilder eines seltsam geheimnisvollen Zusammenhanges alles Seienden auf. Auch hatte er mehrmals schon in Stunden höchster Gefahr auf geradezu wunderbare Weise geholfen.

So groß nun die Verehrung und Freundschaft der O'Neills für Thomas Doo war, so tief war die Liebe des kleinen Clarence für seinen Onkel. Und dies war nur zu begreiflich, denn der Gelehrte, um den immer etwas wie ein Geheimnis lag, hatte den Knaben von klein an viel auf seinen Streifzügen durch Wald und Wiesen mitgenommen und ihm bei diesen Gängen, die fast immer mit dem Sammeln irgendwelcher Pflanzen verbunden waren, derartige Kenntnisse vermittelt, wie sie sonst diesem Alter nicht eigen sind. Für dieses innige Einfühlen in die Natur waren alle Grundbedingungen gegeben, denn er hatte neben einer ungemein empfänglichen Seele einen

weit über das gewöhnliche Maß hinausgehenden Hang zur Träumerei und eine Hingabe, die man beinahe pantheistisch bezeichnen musste.

So war es selbstverständlich, dass den stillen, beinahe scheuen Knaben niemand so gut kannte wie Thomas Doo. Und es konnte auch nicht verwunderlich sein, dass an dem seelisch überzarten Jungen, seit er vor drei Jahren ins Gymnasium nach Glasgow gekommen war, ununterbrochen leises Heimweh nagte und ihm derart zusetzte, dass es dem Rektor des Instituts Besorgnis einflößte und er dem Vater mehrmals Mitteilung machte. Der Viscount jedoch war eine viel zu sachliche Pflichtnatur, als dass er diesen Nachrichten ein schwereres Gewicht zugemessen hätte.

Und da umgekehrt Clarence viel zu verschlossen, ja geradezu keuschen Gemütes war, hielt er seine Not ängstlich vor allen verborgen und kämpfte tapfer, wenn auch vergeblich gegen das Leid, das tückisch an seinem Lebenskern zehrte.

Thomas Doo jedoch, der das Bedenkliche des Zustandes genau wusste, hatte seinem Freunde schon im Sommer die ernstesten Vorstellungen gemacht. Wie sehr er damit recht gehabt, war dem Viscount heute Nachmittag klar geworden, als er seinen Jungen abholte und mit ihm durch das dichte Schneetreiben fuhr.

Clarence war ihm nun selber so gebrechlich erschienen, das schmale Gesicht mit den tief in den Höhlen liegenden braunen Augen so schwächig und bleich, dass ihn, als der Knabe fortwährend leise vor sich hin hüstelte, plötzlich aufsteigende Angst überfallen und er sein Kind mit einer Leidenschaft an seine Brust gepresst, als müsse er ihn gegen eine unsichtbare Gefahr schützen.

So schnell die Pferde in dem wilden Schneegestöber nur vorwärts konnten, war der Schlitten durch die Landschaft ge-

flogen. Doch je mehr sich das Herz des Vaters gesorgt, umso befreiter war mit jedem Hufschlag, jedem vorbeischießenden Baum jenes des Sohnes geworden, und während sich in der Brust des Lords das Gebet der Vaterliebe formte, jauchzte und jubelte in der seines Kindes der selige Sang der Heimatlust.

Beinah heftig hatte der Viscount den Jungen aus dem Schlitten gehoben und ihn eilends über die Treppe ins Schloss getragen.

Erst als Clarence in der traulichen Wärme sichtlich aufzublühen begann, war Sir John ruhiger geworden.

Und nun war es längst Abend; das Unwetter, das von den wilden Hängen des Grampiangebirges talwärts gefegt, hatte gegen Einbruch der Nacht mit einem Schlage aufgehört und war von einem derart wütenden Sturm abgelöst worden, dass die Fenster des ganzen Schlosses ununterbrochen bebten und das Glas der Scheiben knisterte.

Stumm saßen die Fünf um den Kamin, dessen Flammen in ruhlosem Ungestüm ihr streitfrohes Kampfspiel trieben. Immer wieder wurde ihr Ohr von dem Toben des Orkans gefangen, der von einer Wildheit war, wie es selbst die sturmvertrauten Bezirke Schottlands kaum kannten.

Tief versunken blickte Clarence unverwandt in das wilde Züngeln der Flammen, seine lebhaftete Seele aber war draußen beim Sturm und wurde auf den Schwingen ihrer Phantasie in wilde Wirbel gerissen.

Die Augen Sir Thomas Doos ruhten forschend auf dem Kinde.

Plötzlich kam es im Flüsterton von dessen Lippen: „Die Windgeister ...“

Und halb noch in der anderen Welt, sich an Sir Thomas Doo wendend: „... Hörst du es, Onkel! ... Hörst du die Geister der Lüfte?“

Der legte die Hand auf jene des Knaben und umschloss sie mit festem Druck.

Die Andern sahen in besorgter Aufmerksamkeit auf den Versonnenen.

„Ich höre es, Clarence“, entgegnete der Angesprochene.

„Ach, es ist ja nur der Sturm, mein Kind!“, fiel fast gleichzeitig die junge Mutter mit ein.

Über Clarences Gesicht ging ein feines Lächeln; entschieden schüttelte er den Kopf, der wieder seinen tiefen, altklugen Ausdruck hatte.

„Nein, es ist nicht so! Der Sturm ist nicht tot! ... Er ist nicht tot.“ Die letzten Worte erstarben fast; im Gesicht aber wechselte der Ausdruck so jäh, als erwache er erst jetzt zur Wirklichkeit.

Seine Gestalt sank noch mehr im großen Lehnstuhl zusammen, als wollte er sich und die Worte, die ihm entglitten, darin verbergen.

Wieder war es totenstill in der großen Halle.

Nur die Feuerzungen im Kamin lohten weiter, blutigrot, so dass die blanken Stahlrüstungen an den Wänden wild aufglänzten, wie wenn sie von heißen Kämpfen träumten. Dazu dröhnte und brüllte der Sturm, als wolle er die Mauern des alten Schlosses einrammen.

„Jetzt ertönen bei uns die Choräle von den Kirchtürmen“, sprach die Greisin, und Sir Thomas Doo erkannte an der etwas hastigen Art, in der sie dies tat, dass sie es hauptsächlich sagte, um Clarence aus dem Banne der für ihn so gefährlichen Bilder zu reißen.

Die Worte verfehlten auch nicht ihre Absicht. Lebhaft wandte der Knabe den Kopf nach der Großmutter, in seine Augen kam warmer, freudiger Glanz.

Und sie erzählte dem Enkel mit all der breiten, sorgfältigen Liebe eines viele Jahre der Heimat entrückten Menschen von

den lieblichen Weihnachtssitten ihres Volkes, bis mitten hinein in die fröhlichen Bilder das jauchzende Rufen eines silberhellen Glöckchens erklang.

Und so laut der Sturm auch um die Mauern tobte, sieghaft war diese kleine Glocke, die wie ein Himmelsbote durch die Räume und Herzen jubelte und in ihnen jene freudvolle Weihe erweckte, wie sie so glücklich nur in dieser einzigen Stunde des Jahres aufblüht.

*

Die Bescherung war vorüber.

Nach alter Haussitte war auch das Gesinde zur Weihnachtsfeier beigezogen worden und hatte, nachdem der letzte Ton des Chorals verklungen war, den die Greisin auf dem Harmonium gespielt, aus den Händen Sir Johns und seiner Gemahlin die Geschenke empfangen.

Doch so viel Freude auch um die stattliche, bis an die hohe Decke hinaufreichende Tanne flutete, der ergreifendste Augenblick war der gewesen, in dem Clarence mit plötzlich rot werdenden Wangen die kleine schöne Isabel des Gärtners Young heimlich hinter den Lichterbaum geführt und ihr ein goldenes Ringlein mit himmelblauem Stein an den Finger gesteckt hatte.

Strahlend vor Freude war das liebe Geschöpf in der kindlichen Unbefangenheit seiner acht Jahre zu den Eltern gelaufen, ihnen das köstliche Geschenk seines Gespielen zeigend. So erquickend es gewesen, die Glückseligkeit des Kindes zu schauen, weit rührender noch war es, die keusche Scham zu sehen, mit der Clarence sich hinter dem Baum verborgen, bis Thomas Doo auf seine feine Art ihn aus derselben gelöst.

Nun waren sie wieder allein und standen in stiller Versunkenheit um den duftenden Baum.

Da begann Sir Thomas Doo in diese andächtige Stille hinein zu reden:

„So haben wir nun wieder Weihnacht gefeiert, das Fest des Lichtes und der Freude, das wie kein anderes das Fest der Liebe ist!

Und wir denken in unserer Ergriffenheit daran, dass an diesem Tage vor zweitausend Jahren der große Liebende zu Bethlehem geboren wurde, der sein leuchtendes Königreich auf Erden aufrichten wollte. Und es erfüllt uns große Rührung, und unsere Gedanken sind heute bei ihm, so wie sie all die traulich heimliche Zeit vorher bei denen waren, die uns lieb und nahe sind.

Doch keinem fast ist es mehr bewusst, dass dies Fest die Feier des eigenen Ichs, der Einkehr in die eigene Seele ist!

„Christ ist geboren!“, jubelt es durch die Welt, und die Gedanken gehen weit in die Ferne – wissen jedoch den großen, geheimen Sinn dessen nicht mehr, was sie meinen! Wissen nicht mehr, welch tiefes Menschheitsmysterium, welch großes Symbol in diesem seligen Rufe liegt!

Lange, ehe Christen dieses Fest feierten, haben unsere heidnischen Vorfahren diesen Tag bejubelt und mit leuchtenden Feuerbränden begangen.

„Wintersonnenwende ist da!“, hallte es freudig durch das Schweigen der eisigen Wälder.

„Das Licht ist wiedergeboren!“, jauchzten sie, „das Licht, das aus der Dunkelheit ins Helle, das aus dem Tod ins Leben führt!“

Und sie lobpriesen den Tag und hielten tiefe Einkehr in sich, denn er war ihnen Sinnbild ihres eigenen Seins!

Denn so wie einmal im Jahr der Tag kommt, raunten die Druiden, wo die Sonne wieder aufersteht, wo sie die Bande

des winterlichen Todes durchbricht und die Natur ins Helle, ins Leben führt, so kommt auch über dich einmal die Stunde, Bruder, wo deine Seele, der Sonne gleich, sich aus den Finsternissen der Erdgebundenheit befreit, und dir die Wahrheit der Dinge und des Lebens weist!

Und du verstehst dann erst die Wahrheit unseres Freudenrufes und hörst die heimliche Mahnung aus ihm: ‚Gebäre auch du das Licht in dir, o Mensch!‘

Seit Jahrtausenden blüht auf den Ruinen des germanischen Glaubens die Wunderblume des Christentums, doch die Menschen wissen nimmer, dass Christus für uns ganz dasselbe ist wie die Sonne für die Natur: unser Licht, das uns aus der Finsternis des geistigen Todes in die Helle des geistigen Lebens führt.

Wohl feiern sie freudig am heutigen Tage seine Geburt im Stalle zu Bethlehem, doch längst ist ihnen entschwunden, dass Christus so lange für sie ungeboren ist, als sie ihn nicht bewusst in ihrer eigenen Brust gebären, als sie ihre unsterbliche Seele nicht aus den Banden des Stoffwahn befreien und mit dem strahlenden Lichte seiner Lehre durchgießen!

Wir erkennen nun mit einem Male, dass Weihnacht nicht allein ein Fest ist, sondern ein Geschehen werden soll!

Wir sollen Weihnacht in unserer eigenen Brust begehen, das Mysterium der Geburt Christi in uns selbst vollziehen!

Wir wissen nun, dass der Stall von Bethlehem jeder Mensch selber ist, so lange er von der Finsternis der Erdensucht befangen, nur seinen Trieben, Begierden und Leidenschaften lebt – in Wahrheit einem Stalle vergleichbar: der Herberge seiner niederen tierhaften Kräfte. Und dass wir mit dem Augenblicke erst wirklich Weihnacht feiern, wo wir den Sinn des Lebens erkennend, den Geistmenschen in uns aus den Fesseln des niederen Erdenmenschen befreien und so die Sonne der wahren Offenbarung, Christus, in uns aufgehen lassen.

Und nun verstehen wir auch den erhabenen Sinn des Lichterbaumes, der unsere Herzen mit so viel Freude erfüllt und doch auch immer mit einem unerklärlichen Gefühl andächtiger Ergriffenheit, dass wir vor etwas stehen, das uns im Tiefinnersten verwandt ist. Wir sehen in dem waldduftenden Baum unseren höheren Menschen, und in seinen Lichtern Christus. Das Ganze ist eine hehre Mahnung, dass wir in uns Christus gebären sollen, und ein Sinnbild, wie rein und strahlend das Wesen eines Menschen ist, der im Sternenglanz der wahren Erkenntnis lebt.“

Thomas Doo schwieg. Die Augen der Lauschenden aber hingen weiter an der überirdischen Schönheit des strahlenden Lichterbaumes, und ihre Seelen waren verschmolzen mit seinem Geiste.

So standen sie lange Zeit, tief bewegt von der feierlichen Predigt des Baumes, der ihnen heute zum ersten Mal sein beseligendes Geheimnis offenbart hatte.

Und mit einem Male vereinten sich ihre Hände und bildeten eine Kette. Und es war wie ein Gelöbniß, einander zu helfen. Krampfhaft zuckend lag Clarences Hand in jener des Onkels.

Lange saßen sie hernach noch in ernstem Gespräch beim dampfenden Punsch um den hell flackernden Julblock.

Draußen war der Sturm, der den ganzen Abend wie ein großer Mahner um das Schloss gefegt, still geworden.

In später Stunde verabschiedete sich Sir Thomas Doo.

Hell klingelte sein Schlitten durch die heilige Nacht.

4

Zwei Tage später trat der Mond in eine besonders günstige Stellung.

Sir Thomas Doo, der die letzten Tage viel um Clarence gewesen und es auf wundersame Art zuwege gebracht hatte, dass der zerrüttete Knabe sichtlich unter seinen Händen aufgeblüht war, blieb den ganzen Tag zu Hause. Der Pförtner hatte den Auftrag bekommen, niemanden vorzulassen.

Nur der alte, weißhaarige Diener, der zum Ärgernis des anderen Gesindes verschwiegen war wie der jahrhundertalte Efeu, der die Fenster des Schlosses umspann, wusste, dass sein Herr heute, wie er es oft zu tun pflegte, gefastet hatte und wie ein Mönch in seiner Zelle im Bibliothekszimmer sich eingeschlossen hielt. Nun war längst die Nacht über das tiefverschnittene Land niedergesunken.

Als die lautlose Stille des großen, behaglich durchwärmten Raumes von neun wohlklingenden Schlägen der Kaminuhr durchtönt wurde, erhob sich Thomas Doo aus dem Lehnstuhl, in dem er seit Stunden gelesen, entzündete einen großen, aus schwerem Silber getriebenen siebenarmigen Leuchter und trat mit ihm auf den Korridor hinaus.

Mit leise wehenden Fahnen glitten die sieben Flammen den nachtdunklen Gang entlang, verfolgt von einer schwankenden Schemengestalt, die lautlos im Lichtkreis hinterdrein huschte.

Mit seinem eigentümlich federnden, entschlossenen Schritt

stieg Thomas Doo die Wendeltreppe des großen Eckturmes hinauf, bis er vor einer dickbohligen Eichentür stand, die den Weg mit abwehrender Kälte sperrte. Man sah auf den ersten Blick dem ganzen Gefüge dieser Tür an, dass sie Hüterin eines Geheimnisses war, und so zog es denn die Dienerschaft immer wieder mit nahezu magischer Gewalt vor sie. Doch so viel sie auch mit ihrer Neugier daran herumtappten, sie ergab sich keinem Schlüssel. So hatte sich langsam die Legende herausgebildet, dass hinter dieser Pforte ihr Herr, um den ständig etwas wie ein großes Rätsel war, mit Geistern seine Zusammenkünfte hielt. So hieß denn der Turm bald in ihrem Munde nur mehr der Gespensterturm, und die männliche Dienerschaft hatte ein Hauptvergnügen daran, dem weiblichen Gesinde derart überhitzte Gruselgeschichten aufzutischen, dass dieses die Nähe der Wendeltreppe bei Einsinken der Nacht wie das Feuer mied.

Thomas Doo öffnete die Tür mit einem vierhörnigen Schlüssel, der zwei zusammengeschweißten Mondsicheln glich, und trat ein.

Der Raum war von geradezu verblüffender Nüchternheit. Die in den Ecken emporstrebenden Pfeiler trugen auf ihrem Knospenkapitäl das mit zierlichem Netzgebälk geschmückte Spitzbogengewölbe. Wände und Kuppel waren schlicht mit Kalk getüncht.

Breit fiel das silbrige Licht des Mondes durch das hohe Fenster herein, floss über den Fußboden und lag voll und gleißend auf der Platte eines pechschwarzen Eichentisches, der in der Mitte des Glases stand, in welchem sich nur noch ein ebensolcher Stuhl und Schrank befand.

Thomas Doo stellte den Armleuchter nieder, rückte Tisch und Stuhl derart, dass sie nach Oste standen, entnahm dem Schranke die magischen Utensilien, löschte die Kerzen und trat ans Fenster.

Bewegungslos lehnte er hier geraume Zeit, das grell beschienene Gesicht wie versteinert, sich in stärkster Konzentration mit der magischen Silberscheibe des Mondes verbindend, dabei tief und regelmäßig atmend. Sein edelgeschnittenes, tief durchgeistigtes Antlitz änderte sich zusehends, das Auge wurde seherisch.

Ruhig löste er sich vom Fenster, entzündete die beiden äußeren Kerzen. Machte mit locker gespreizten Fingern mehrere magnetische Striche über Tisch und Stuhl, ohne die Gegenstände zu berühren, und bedeckte sie dann mit schwarzen Seidentüchern.

Zeichnete mit der Kreide in ununterbrochener Linie ein weit über Mannesgröße ragendes Pentagramm, stellte Tisch und Stuhl darauf, zog in lückenloser Kurve um die fünf Zacken einen Kreis, seine Vereinigung mit ganz besonderer Sorgfalt schließend, gleichzeitig auf dessen Linie mit der Konzentrierung seines ganzen Willens den Akaschagürtel aufrichtend, der ihn undurchdringlicher wie Stahl und Granit vor der Berührung mit der Meeresflut fremder, im Raume schwebender Gedanken und astraler Wesen bewahrte und gleichzeitig jeden seiner eigenen Gedanken wie den in einen Käfig gesperrten Vogel festhielt. Dieser Akaschagürtel würde sich jedem Hellseher als hauchdünner Glassturz gewiesen haben, unter dem der Magier saß, vollkommen abgeschnitten von der geistigen Welt, so dass alles, was er von jetzt an dachte und seinem Kopfe als unvergängliche Wesenheit entstieg, gefangen war. Er beabsichtigte diese Nacht, unter der günstigen Konstellation des Mondes, Clarences Horoskop zu errechnen.

Nachdem er noch das heilige Pentagramm – einen goldenen Fünfstern an schwarzem Edelh Holzgriff – und die Horoskop-scheibe aufgelegt hatte, begann er die Arbeit. Zahlen reihten sich an Zahlen, verbanden sich mit Winkelmaßen, Graden

und Sternzeichen, marschierten in rastloser Emsigkeit über das schneeige Weiß der Blätter wie Bataillone anstürmender Soldaten und standen nun hier in scheinbar regungsloser Stummheit. Vor den Augen Sir Thomas Doos aber wandelten sie sich in geisterhafte Gestalten: lauernde Dämonen der Krankheit, Lichtengel des Glückes, Genien edler Veranlagungen, düstere Normen der Schwermut, strenge Herolde der Gottheit.

Immer, wenn er sich niederbeugte, um einen Planeten in eines der Häuser des Himmels und in die Grade des Tierkreises einzuzeichnen, war es ein Teil Schicksal, das er niederschrieb.

Und die Strahlen der planetarischen Winkelanblickungen lösten sich seinem feinen Ohr als Musik und tönnten in ihm als Lebenslied. Es war ein edel feierlicher Sang, der sich da formte, doch die Harmonie der Trigone und Sextile wurde immer mehr von dem wilden Donnergedröhn und Blitzgezuck der feindseligen Quadraturen gestört. Dazu schritt Merkur der Sonne voraus, was eine kurze Lebensbahn anzeigte.

Immer ernster wurde das Gesicht des Sehers. Plötzlich verspürte er das unbehagliche, ihm nur zu gut bekannte Gefühl im Sonnengeflecht über seiner Magengrube und das starke Wehen von Eisesschauern; ruhig hob er das Antlitz, und – mit hartem, festem Auge das furchtbare Wesen fassend, das lauernnd am Rande des magischen Kreises stand und ihn mit Blicken ansah, die das Mark eines gewöhnlichen Sterblichen erstarrt hätten, falls er nicht unter dieser grässlichen Erscheinung in sofortigen Wahnsinn verfallen wäre – nahm er das heilige Pentagramm und hob es abwehrend gegen den gefürchteten Dämon. Um den Kreis kroch und krümmte es sich in den phantastischen Gebilden der Elementarwelt, die daraufhin sogleich ins Nichts verschwanden. Nur das furchtbare Unwesen bewegte sich nicht und hielt den Flackerblick seiner glutrot in den Höhlen liegenden Augen hasserfüllt auf das heilige Zeichen gerichtet,

dabei die eisigen Ströme seiner Intelligenz mit aller Macht auf den Magier sendend.

Da entzündete der Meister, die große Gefahr wissend, eilig das Weihrauchbecken, warf einen alten, mit kabbalistischen Zeichen bedeckten Pergamentstreifen in die aufwallenden Dämpfe, streckte das magische Schwert machtvoll gegen das Ungeheuer und rief: „Adonai, im Namen des dreieinigen Gottes, befehle ich dir: – weiche!“

Da begann das Phantom zu schwanken, wildeste Wut verzerrte sein Gesicht, blitzjäh war es verschwunden.

Thomas Doo rechnete gelassen weiter.

Längst hatte der Mond das Fenster gewechselt und seinen Lichtstreif behutsam aus der Turmstube gezogen; nun schickte er sich seit zwei Stunden an, ihn ganz langsam wieder zum anderen Fenster hereinzurollen.

Die Wachskerzen waren tief herabgebrannt.

Endlich legte Doo die Feder weg; das Horoskop war fertig. Sinnend saß er, beide Hände an die Schläfen gestützt, geraume Zeit über der karmischen Sternenscheibe. Auf seinem Antlitz lag großer Ernst.

„Schicksal! Erhabenes, ewiges Schicksal!“, murmelten seine Lippen; dann legte er langsam die Bogen zusammen.

Lange Zeit war er hernach noch beschäftigt, alle Gedanken zu zerstören, damit keiner zu Clarences sensitiver Seele dringen konnte. Als Letztes löste er die Akaschamauer über dem magischen Kreise auf.

Ruhig trat er nun ans Fenster. Der Mond stand tief am Himmel.

Wieder blickte der geheimnisvolle, einsame Mann lange in das weiche, intuitive Licht. Die himmlische Schicksalstafel funkelte im Glanz aller Sterne ... Auf dem schwarzen Eichentische verlöschten plötzlich, wie von einem Hauche ausgeblasen,

die beiden Kerzen.

In diesem Augenblicke schloss sich vor dem entrückten Auge des Versunkenen der ganze, gleißende Sternenhimmel zu einer Einheit zusammen und stand vor ihm als der riesenhafte Mensch des Makrokosmos: der Adam Kadmon.

Und mit einem Male wandelte sich das Bild, und der Himmelsriese hielt in seinen Händen klar und deutlich die Gestalt Clarence O'Neills, genau so wie auf den Gemälden der alten deutschen Meister Gottvater den gekreuzigten in seinen Händen hält.

Es war ein namenloser Zug des Friedens in dem Antlitz des Sohnes ...